

Nur ungern lassen sich die Männer porträtieren; sie haben keine Zeit. Und: zu was hat man denn die Photographen, mögen sie noch so scheußliche Bilder machen, für deren Aufnahme sie allerdings 100 Dollar verlangen. Ein Photograph wie die Rieß könnte in New York Millionär werden . . . oder verhungern. Beide Chancen sind gleich groß.

Die Mißachtung, mit der der eingeborene Amerikaner den Künstler beehrt, zeigt sich nirgends krasser als in der Art, wie er sich als Auftraggeber benimmt. Die Freundin eines Stahlkönigs will sich malen lassen. Sie stellte einem bekannten Maler hintereinander folgende Fragen:

„Was kostet ein lebensgroßes Porträt in Oel?“ — „5000 Dollar.“ — „In Pastell?“ — „3000 Dollar.“ — „Eine Zeichnung?“ — „2000 Dollar.“ — „Und wenn Sie mich nun ohne Hände zeichnen . . .?“ Der Maler ließ den Auftrag fahren.

Der Machthaber des größten Theaterkonzerns empfiehlt eine Dame an einen Maler. Schnell hatte man sich über den Preis geeinigt: 5000 Dollar. Zur ersten Sitzung erschien die Dame in einem brenngrünen Schal und einem noch grüneren Kleid. Der Maler beschwor sie in allen Tonarten, sich doch nicht in dem grünen Zeugs malen zu lassen. „Nein, der Schal muß gemalt werden.“ Wie das Bild nach drei Wochen Arbeit fertig ist, sagt die Dame kühl und nett: „Sie haben recht gehabt, Grün ist sehr unvorteilhaft für mich; ich bezahle nur 2000 Dollar.“

Das sind noch die leichteren Fälle. Ist die erste Sitzung vereinbart, so erscheint die Dame das erstemal im Abendkleid, das zweitemal im Straßentailleur, das drittemal totsicher im Reitdreß und so fort. Oder sie kommt nur zur ersten Sitzung und läßt dann nichts mehr von sich hören, bezahlt auch nicht. Ruft der erstaunte Maler bei ihr an, so erfährt er, daß die Dame des Hauses ein bißchen nach Honolulu, der neuen amerikanischen Riviera, gefahren ist.

Sehr wichtig ist allen Amerikanern, daß ihnen der Maler auch gleich einen recht pompösen Rahmen mitliefert; viele schlechte Maler sichern sich damit den Erfolg ihrer Bilder.

\*

Also: wer meine vier Tips nicht befolgen kann, namentlich weil er kein Geld hat, der bleibe weg von Amerika. Die Wunder von früher gibt es nicht mehr, der kleine Streichholzverkäufer wird heute nicht mehr Milliardär, und die Milliardärin wird sich schwer hüten, einen Maler zu heiraten, wo so viele Fürsten auf dem Markt sind.

Wer die Wahl hat zwischen dem Revolver und Amerika, der greife zum Revolver, es sei denn, daß er es vorzieht, in Amerika zur moralischen Leiche gemacht zu werden, statt in Europa zur echten. Gehabte Erfolge sind drüben auch nicht einen Cent wert, man kann sie nicht verbessern, noch auf ihnen aufbauen. Wer hinüberkommt, muß ganz neu anfangen, und das mit amerikanischen Mitteln.

Alle, die hinübergefahren sind, wollen täglich wieder zurück, keine Sekunde länger in diesem menschenmordenden Land bleiben. Aber sie können nicht zurück, weil sie nicht einmal das Geld für die Schiffskarte aufbringen können.